

Wöchentliches Sonntagsblatt

der
„Thorner Presse“.

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

Nr. 7.

1. Quartal.

1887.

Liebe und Ehrgeiz.

Frei nach dem Englischen von Arthur Zapp.
(Fortsetzung.)

[7]

(Nachdruck verboten.)

Gestern zum Abendbrot,“ erzählte der Knabe weiter, „erschieden nämlich außer Mr. Derrick noch zwei andere junge Herren und nachdem ich ihnen mehrere Male die Whiskyflasche hatte füllen müssen, schickte mich Mr. Richard hinaus, indem er sagte, ich solle mich zu Bette scheren. Darauf verschloß er die Thüre.

Halt! dachte ich mir, da ist etwas in

Werke, das mußt du erfahren! Ich ging also in's Nebenzimmer, kniete an der Wand nieder, wo dicht am Kamin ein Spalt ist und legte mein Ohr daran. Ich verstand jedes Wort von dem, was sie jetzt sprachen.“

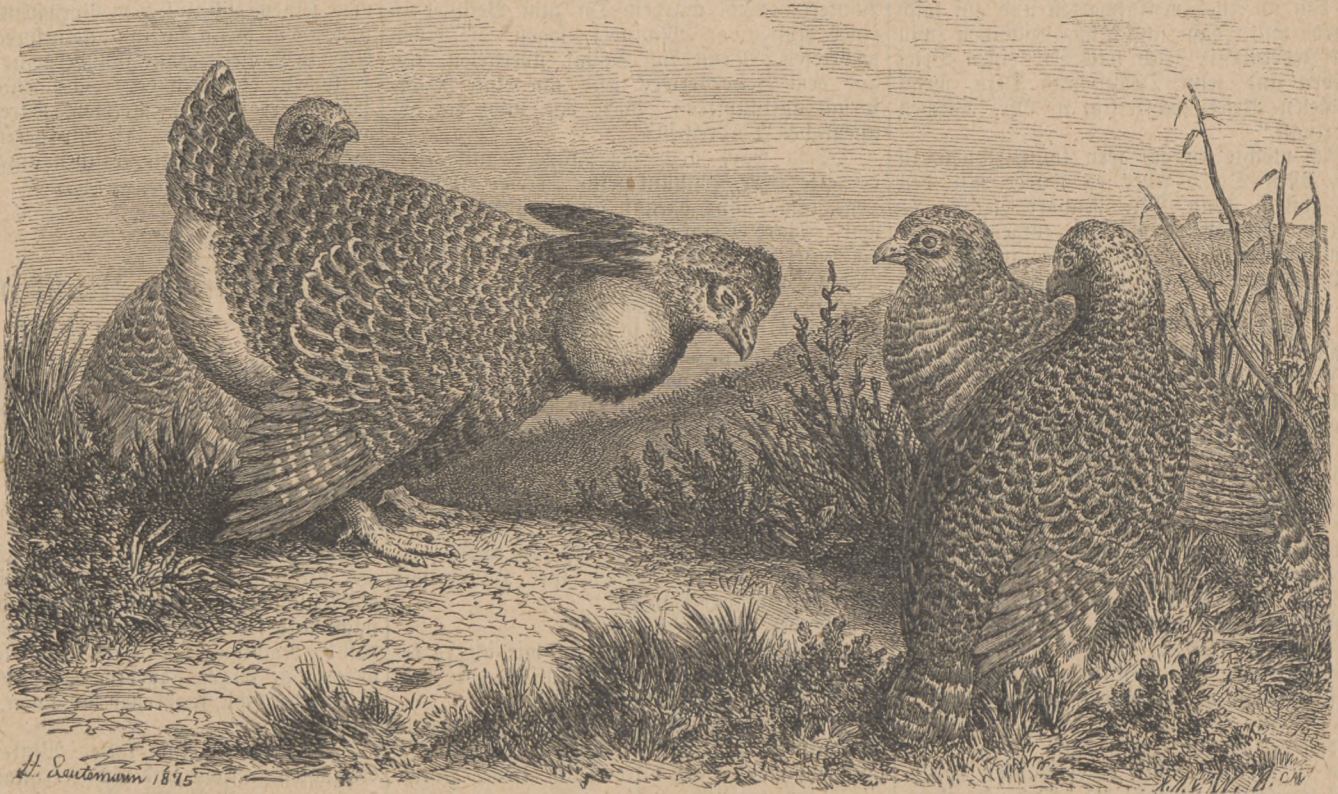
„Und was war das?“ fragte Adele in athemloser Spannung, dem Bericht des Knaben folgend.

„Hören Sie denn das Entsetzliche, Miß Dell! Die Vier vereint wollen heute Nacht maskirt nach Wittchell's Farm reiten, um ihn und seinen Freund Devene, der gegenwärtig bei ihm weilt, am nächsten Baum aufzuknüpfen. Den Plan hierzu hat Mr. Richard entworfen. Da Mr. Wittchell auf einen ehrlichen Kampf,

erklärte mein Herr den Anderen, nicht eingehen wollte, so müßte man auf eine andere Weise gegen ihn vorgehen. Uebrigens verdiene der Yankee auch garnicht, daß ein Gentleman sich mit ihm schlage und es sei das Beste, ihn und Devene baumeln zu lassen. Die besseren Leute im Süden würden ihnen nur Dank dafür wissen, wenn sie das Land von den beiden Schurken befreiten.“

„Warum hast Du mir nicht sofort davon Mittheilung gemacht?“

„Es war schon spät am Abend, über zehn Uhr, und am Morgen wollte ich mich zu Ihnen schleichen. Doch Mr. Richard macht mir einen Strich durch meine Rechnung. Die schwersten



H. Lautmann 1875

Prairiehühner. (Mit Text auf Seite 56.)

Arbeiten packte er mir gerade heute auf. Den ganzen Tag war ich beschäftigt, bis sie zurückgeritten kamen. Ich hab Bob, die Pferde abzufatteln und zur Tränke zu führen und machte mich unverzüglich zu Ihnen auf den Weg. Ich wollte Ihnen die Geschichte mittheilen, weil ich dachte, sie würden dem Oberst von dem Orhaben des jungen Herrn erzählen, damit er dazwischen treten kann. Mr. Richard ist jetzt der reine Wütherich, es ist nicht mit ihm zu reden. Als gestern einer der jungen Leute zu ihm sagte: „Du bist jetzt so erboft auf Wittchell, Lanier, weil er Dir neulich eins verjagt hat“ — da sprang er wie ein Tiger auf ihn los, und hätte ihn Mr. Derrick nicht zurückgehalten, so hätte es eine ordentliche Prügelei gegeben. Und seine Flüche —

„Genug,“ unterbrach ihn Adele, deren sich bei der Erzählung des Knaben die entsetzlichste Angst bemächtigt hatte, „um welche Stunde ungefähr soll der Anschlag gegen Wittchell's Leben ausgeführt werden?“

„So viel ich weiß, spät nach Mitternacht, wahrscheinlich kurz vor Tagesanbruch, denn ich hörte Mr. Richard sagen, daß das die beste Zeit sei, weil dann die Nigger am festesten schlafen und schwer zu ermuntern sind. Sie fürchten nämlich, daß die auf der Farm wohnenden Neger ihrem Herrn, dem sie treu ergeben sind, zu Hülfe kommen könnten.“

„Dann haben wir Zeit genug, den Kapitän zu warnen. Das wird Deine Aufgabe sein, der Du Dich sofort entledigen mußt, Piper. Du kannst mein Pferd nehmen und ein paar Dollar werden für Dich auch dabei abfallen.“

„O, Miß Dell, so leid es mir thut, aber ich kann nicht zu Wittchell hinüberreiten. Mr. Richard würde mich vermissen und er würde mich gewiß aufknüpfen, erfahre er, daß ich ihm den Spaß verdorben habe. Ueberdies fürchte ich mich, am Abend noch einen so weiten Weg zurückzulegen. Ich muß nun augenblicklich nach Hause, sonst bemerkt Mr. Richard meine Abwesenheit.“

„Noch einen Augenblick, Piper. Ich bitte Dich, es um meinen Willen zu thun. Und was Deine Befürchtung betrifft, Mr. Richard könne Dir etwas zu Leide thun, so verspreche ich Dir, daß ich Alles verantworte und auf mich nehmen will, daß ich Dich beschützen will gegen Jedermann. Ich will Dir einen Brief mitgeben und zehn Dollar sind Dein, wenn Du diesen Brief rechtzeitig an Mr. Wittchell überbringst.“

„Ich möchte es ja gern thun, Ihnen zu Liebe, Miß Dell. Aber es würde mir den Hals kosten, denn Mr. Richard würde es sicherlich herausbringen, ihm entgeht nichts. Ich muß mich beeilen, nach Hause zu kommen, die Pferde warten auf ihr Futter. Möchten Sie mir nicht ein paar Zeilen an Ihren Bruder mitgeben, Miß Dell, für den Fall, daß man von meinem Ausfluge erfahren haben sollte? Sie versprochen mir, daß mir keine Ungelegenheiten erwachsen —“

„Gewiß, Piper, das will ich. Uebrigens hätte ich Dich selbst aufgefordert, an Derrick etwas zu bestellen. Sage ihm, er solle sofort zu mir eilen, ich sei krank und habe ihm etwas sehr Wichtiges mitzutheilen. Aber vergiß ja nicht, Dich dieses Auftrages sofort zu entledigen!“

„Nein, Miß Dell, gewiß nicht; ich werde es auf keinen Fall vergessen.“

Der Knabe kletterte mit der Geschicklichkeit einer Katze aus dem Fenster und verschwand getäuschlos, wie er gekommen, in der Dunkelheit.

Adele verließ ihr Zimmer, um sich zu ihren Eltern zu begeben. Mit einer wahren Todesangst wartete sie auf die Ankunft ihres Bruders. Sie zwang sich, ruhig am Theetisch

zu sitzen und an der Unterhaltung der Eltern theilzunehmen.

Der Vater schien heute besser aufgelegt, als seit lange. Er sagte sogar zu ihr:

„Du kannst nachher zu mir in's Zimmer kommen und mir etwas aus „Livingstone's Leben“ vorlesen, der Druck ist etwas klein für meine Augen und Du bist eine so gute Vorleserin.“

Dem jungen Mädchen kam ein rettender Gedanke. Wie, wenn sie ihrem Vater Alles erzählte und ihn aufforderte, seinen Einfluß zu gebrauchen, um das abscheuliche Verbrechen zu verhüten.

Freilich hatte er Derrick noch nie von früheren dummen Streichen, besonders wenn sie gegen einen politischen Gegner gerichtet waren, zurückgehalten, und in diesem Falle bei seinem Haß gegen Wittchell war diese Hoffnung noch problematischer. Aber immerhin wollte sie doch den Versuch machen. „Erscheint Derrick nicht binnen einer Viertelstunde,“ sprach sie entschlossen bei sich, „so will ich dem Vater Alles offenbaren und ihn bitten, die beabsichtigte Unthat zu verhindern.“

Sie trat hinaus vor die Thür und promenierte im Vergarten auf und ab, hin und wieder stehen bleibend, um zu horchen, ob sie kein sich näherndes Pferdegetrappel hören könnte. Doch vergeblich! Jetzt schlug es acht Uhr, sie begab sich in das Zimmer ihres Vaters.

Oberst Holman saß in seinem behaglichen Lehnstuhl, eine Pfeife schmauchend, während seine Frau, eine angefangene Handarbeit im Schoß, auf dem Sopha eingenickt war.

„Wache auf,“ ermunterte sie der alte Herr, „Adele ist hier, sie wird uns von Livingstone's Reisen im Lande der Schlangen, Hyänen und Afrikaner vorlesen, ich wünschte, alle Yankee's wären mitten unter ihnen.“

Das war gerade kein besonders ermutigender Anfang und Adele's Hoffnungen sanken um ein Beträchtliches; dennoch ging sie muthig auf ihr Ziel los.

„Vater,“ begann sie in Erwiderung seiner Aeußerung, „es giebt auch noch andere Barbaren außer den Afrikanern und noch andere Leute, die Verbrechen begehen außer den Yankee's. Was würdest Du zum Beispiel zu einer Kotte von Männern sagen, die einen wehrlosen Mann im Schlaf überfielen, ihn aus dem Bette zerren und ihn ohne Rechtspruch aufknüpfen? Wäre das nicht ein abscheuliches Verbrechen?“

„Das wäre noch die Frage,“ antwortete der alte Herr, erstaunt seine Tochter fixirend, „das käme ganz darauf an, wer der Mann war. Wäre er einer jener habgierigen Yankee's, die unser Land ausfaugen und das Volk behörden, und sähen die Leute kein anderes Mittel, dem verderblichen Treiben eines solchen Bösewichts zu steuern, so bliebe ihnen ja nichts übrig, als selbst das Gericht in die Hand zu nehmen, und ich würde mich nicht bedenken, ihnen zuzurufen: Laßt ihn haumeln! Doch ich merke, Du hast einen bestimmten Fall im Auge, sprich also frei heraus, wo Du mit Deiner Bemerkung hinaus willst!“

„Du hast Recht, Vater. Die Sache ist folgende: Kapitän Wittchell soll heute Nacht menschlins überfallen und gemordet werden — Lanier und Derrick wollen ihre Hände mit dieser Schandthat besudeln.“

„Woher weißt Du das?“

„Ich kann Dir nicht sagen, wie ich es erfahren habe, aber es verhält sich so —“

„Nun! Ich glaube das nicht.“

„Es ist wahr, Vater. Derrick hat heute Nachmittag seine Flinte und seine Pistolen mitgenommen. Ich bitte Dich, lieber Vater, eile, verbiete ihm, sich zu einem so feigen Bubenstück herzugeben.“

„Daß ich ein Narr wäre! Derrick ist kein Kind, er ist alt genug, um selbst seine Handlungen verantworten zu können. Ich glaube Dir übrigens die ganze Räuber Geschichte nicht. Die Jungens haben wahrscheinlich nur die Absicht, den Yankee zu theeren und zu fiebern, und das kann ihm nicht schaden — auch der Strick wäre bei ihm ganz am Platze.“

„Vater, ich beschwöre Dich, Du kannst es nicht ruhig zulassen, daß Dein Sohn einen Mord begeht.“

„Einen Mord! Das Land von einem bösen Vampyr befreien, ist kein Mord.“

„So vernimm, Vater, was er, Kapitän Wittchell, an Derrick gethan hat. Als ich mit Derrick im vergangenen Sommer —“

„Schweig!“ brauste der Oberst zornig auf. „Verlaß mich, denn ich bin es müde, ewig den Namen jenes Schurken zu hören. Wenn Derrick seinetwegen Unannehmlichkeiten haben sollte, so ist das nur Deine Schuld. Du hast mit Deinem unverantwortlichen Benehmen die ganze Geschichte angestiftet.“

Adele trat zu ihrem Vater, umarmte ihn und wollte noch einmal den Versuch machen, ihn milder zu stimmen. Er aber wehrte sie barsch ab, und als sie sich an die weinende Mutter wandte, um diese zur Unterstützung ihrer Bitte anzurufen, wies der Oberst sie streng aus dem Zimmern.

Sie mußte gehorchen, mit schwerem Herzen ging sie hinaus. Ihre Stirn glühte fieberhaft, ihre Schläfen pochten zum Zerpringen, aber ihr namenloses Weh fand keine Thränen.

Unerwarteterlich war jedoch ihr Entschluß, Wittchell zu retten. Sie wollte nach dem Negerviertel gehen, vielleicht fand sich dort Jemand bereit, den Bedrohten die Botschaft zu überbringen. Rasch eilte sie den Pfad hinab, der nach dem Negerviertel führte, das am Fuße des Hügels, auf dem das Herrenhaus stand, sich hin erstreckte.

Der Abend war sternenklar und tiefe Stille herrschte ringsum. Das Stampfen eines Pferdes, das aus dem nahen Stalle herüberschallte, machte sie für einen Augenblick freudig erzittern. War das vielleicht Derrick? O, wenn er doch käme! Sie glaubte sicher, ihn von seinem scheußlichen Vorhaben abbringen zu können, wenn sie ihn allein sprechen würde. Aber in Lanier's Haus ihn bei seinen Freunden aufsuchen, die durch den reichlichen Genuß von Brandy erhitzt sein mochten, wäre Wahnsinn gewesen. Das hätte ihn nur gereizt und erst recht zur Wuth gegen Wittchell aufgestachelt.

(Fortsetzung folgt.)

Der tolle Musikant.

Erzählung von Friedrich Waller.

(Nachdruck verboten.)

Durch eine der belebteren Straßen der Stadt ging in einer kalten Winternacht, als der Schnee fußhoch auf Markt und Gassen lag, ein junger Mann langsam dahin. Der Himmel war mit Sternen besät und der Vollmond blickte so freundlich auf die kalte Erde hernieder, daß, wer den Schnee und die Kälte vergessen konnte, wohl glauben mochte, es sei eine schöne Maienacht und jeden Augenblick könne es geschehen, daß die Nachtigall wieder ihr süßes Lied beginne, welches sie soeben abgebrochen — in klagenden Tönen der schlaftrunkenen Rose von ihrer Liebe singend.

Aber, um in einer kalten Winternacht, wo Eiszapfen funkeln und Schneekristalle glitzern, von Lenz und Nachtigall zu träumen, dazu gehört eine rege, feurige Phantasie, die jeder

Jüngling, welcher langsam dahinwandelte, wohl besaß, die aber in diesem Augenblicke vor seine Seele keine solche Bilder zaubern konnte, denn in ihm trieben düstere, schwere Gedanken ihr finsternes Spiel und wanden sich um das junge Herz, wie Schmarokerpflanzen um einen Eichbaum. Ach! in seinem Herzen blühte keine Hoffnung und schlug lustige Reime. Einst war er voll von schönen Erwartungen gewesen! Des Lebens Lenz war darin eingezogen mit duftenden Blumen und Nachtigallen, aber das finstere Schicksal hatte die Blumen hohnlachend gepflückt und den Nachtigallen Schweigen befohlen. Spöttlich hatte es den Herbst an die Stelle des lieblichen Frühlings gesetzt. Und als draußen die bunten Blätter fielen und die Herbstregnen begannen, da waren wie jene auch seine Hoffnungen gefallen, und manch heißer Thränenstrom entrannt seinen Augen. Als aber die Flur eine weiße Schneedecke umhüllte und der Frost Flüsse und Bäche mit kalter Hand berührte, daß sie darunter erstarrten, da zog's sich auch um des Jünglings Herz wie eine eiserne Rinde und in seiner Brust häuete sich der Schnee des Gleichmuths, der stillen Verzweiflung.

Es ist eine alte Geschichte, von der Art, wie sie ja täglich passiren. — Was war's auch weiter? Sein Lieb war ihm untreu geworden, jenes Mädchen, auf dessen Treue er Häuser bauen wollte, hatte ihn verlassen und einem Anderen die Hand, welche ihm ewige Liebe einst geschworen, gereicht. Was war's auch weiter? Jene, die er seine Freunde genannt, waren von ihm gelofen, als man ihnen sagte: „Die schöne Tochter des Banquiers L. wird sich nun doch demnächst mit dem Grafen Z. vermählen!“

Was war's auch weiter! In der letzten Woche hatte der Tod ihm zwei geliebte Verwandte genommen; seine alte Mutter und sein jüngster Bruder, dieser ein hoffnungsvoller Jüngling von zwanzig Jahren, waren durch einen grassirenden Typhus dahingerafft worden, ungeachtet der Pflege, die er ihnen Tag und Nacht angedeihen ließ. Sein bißchen erspartes Geld war durch die Krankheit, während deren Dauer er außerdem nichts verdienen konnte, aufgezehrt worden; bald wanderten Möbel und Kleidungsstücke, eines nach dem andern, in's Verjaht. Heute hatte er Mutter und Bruder begraben. Jetzt, nach Abzug der Begräbniskosten, fand er, daß ihm an baarem Gelde gerade noch ein Groschen, von anderen Sachen nur seine Geige übrig geblieben war, die er jedoch selbst in der bittersten Noth sich nicht entschließen konnte, zu verkaufen.

So wanderte er, die einzige treue Gefährtin seiner Leiden unter dem Arme, durch die schneebedeckten Gassen, in dumpfem Brüten vor sich hinstarrend.

Ohne es zu bemerken, war er so bis zum Stadthore gekommen, welches die eigentliche Stadt von einer der Vorstädte trennte.

Eben läutete die Sperrglocke, anzeigend, daß man in zehn Minuten die Thore schließen werde. Nach Verlauf dieser Zeit mußten sowohl Ein-, sowie Auspassirende zwei Groschen Sperrgeld erlegen.

Der junge Mann achtete nicht auf das Geläute der Glocke, er war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, und selbst die Rippenstöße, die ihm hin und wieder, da er Niemandem auswich, zu Theil wurden, schien er nicht zu bemerken.

Das Läuten hörte auf, die Leisten wurden ein- und ausgelassen, da drehte das Thor sich in seinen Angeln, knarrte und krachte und gleich darauf fielen die Flügel schallend zusammen. Ein lautes „Halt“ weckte ihn jetzt aus seinen Träumereien. Vor ihm stand der Beamte, welcher die Sperrmarken ausgab und einforderte

und der ihn jetzt barsch fragte: „Wo ist Ihre Marke?“

Diese Frage rief den armen Träumer schnell in die Wirklichkeit zurück. Mechanisch langte er in die Tasche, um zwei Groschen zu erlegen, aber — als ob ihn eine Schlange gebissen hätte, zog er sie schnell wieder zurück — er besaß ja nur noch einen Groschen!

Das Blut stieg ihm in sein bleiches Gesicht und mit einem kurzen „Entschuldigen Sie!“ wandte er sich um und ging in die Stadt zurück.

Er war kaum zehn Schritte gegangen, so sah er einen seiner früheren Freunde vorüber-eilen und der Gedanke, sich von Jenem einen Groschen zu borgen, fuhr ihm durch den Sinn. Aber schnell verbannte er denselben wieder. Sollte er die, welche ihn früher in eleganter Toilette in den Salons der Aristokratie gesehen, um einen Groschen ansprechen? Sollte er sich von Jenem, die ihn früher, als er noch der Verlobte der Tochter des Banquiers L. gewesen war, kannten, demüthigen? Nein! lieber die ganze Nacht im Schnee umherwandern und die Kälte ertragen, die ihm, der nur mit einem dünnen Röckchen bekleidet war, die Glieder erstarrten machte, als den Versuch wagen, um diesen Preis nach seiner Wohnung, welche in der Vorstadt lag, zu gelangen.

Vor hundert Jahren war die Stadt eine Festung gewesen, indeß schon seit einem halben Säculum hatte man die Mauern abgetragen und die früheren Wälle in Anlagen verwandelt, die mit ihren prächtigen, schattigen Laubgängen im Sommer die beliebteste Promenade der Einwohner bildeten. Das Einzige, welches an die früheren Befestigungen erinnerte, war ein die ganze Stadt wie ein Gürtel umfließender Graben, etwa hundert Fuß breit, jumpförmiges Wasser enthaltend, den man den Moorgrund nannte.

Dahin nahm jetzt der Musiker seinen Weg; er achtete kaum darauf, daß er bis an die Knöchel in Schnee versank, sondern grübelnd und sinnend, den Blick zur Erde gerichtet, ging er langsam weiter. Woran dachte er wohl? An sein treulosches Liebchen? An seine falschen Freunde? An seine todte Mutter und sein Brüderlein?

Möglich berührte ein leises Klingeln und Tönen, wie von einer Aeolsharfe, sein Ohr. Mechanisch richtete er den Kopf nach der Gegend, von woher die Töne gekommen waren und horchte auf.

Nein, er hatte sich nicht getäuscht, denn jetzt war er im Stande, sogar das Instrument zu unterscheiden — es waren die Töne einer von Meisterhand gespielten Harfe, welche den Gesang einer wunderbar weichen und schmelzenden Frauenstimme begleiteten.

„Musik zu solcher Stunde und in dieser einsamen Gegend? Träume ich denn?“ rief er und schlug sich vor die Stirn, um wach zu werden, aber Gesang und Harfenpiel tönten fort. Voll Erstaunen ging er den Klängen nach, die von oben hervortönten, und blickte, am Rande des Grundes angekommen, umher, aber, wenn die Musik auch fort dauerte, die Ursache derselben konnte er nicht entdecken, er vernahm sie nur lauter, als zuvor.

Der Gedanke: Wo mag die Musik erschallen? beschäftigte ihn noch, als er, etwa zwanzig Schritte entfernt, Lichtstrahlen gewahrte.

Sein Erstaunen wuchs, da dem Anschein nach das Licht aus einem dort stehenden knorrigen, alten Eichbaume hervordrang, der im Sommer mit seinem prächtigen Laube den schönsten Schatten bot, während er jetzt mit Schnee umsäumt war.

Ohne sich lange zu besinnen, obwohl Gefahr dabei sein könnte, ging er dem Schimmer nach. Und wunderbar — je näher er dem

Baume kam, desto deutlicher und lauter hörte er die Musik; wahrhaftig, jetzt hörte er ganz deutlich: sie kam aus dem Baumstamme!

Jetzt war er so nahe gekommen, daß er wahrnehmen konnte, wie der Schein durch kleine Ritzen in der Rinde der Eiche blitzte, ein Schritt weiter brachte ihn zum Stamm, an den er sein Haupt lehnte und neugierig durch eine der Spalten lugte. — Unwillkürlich entfuhr ein lautes „Ah“ seinem Munde! Was er aber sah, war auch gar zu schön.

Er sah in einen erleuchteten, prächtigen Saal hinab, worin auf weichem Divan ein wunderliebliches junges Mädchen saß, das die Harfe spielte, bald dem Instrumente so seelenvolle, innige Töne entlockend, daß er hätte weinen mögen, bald heitere, neckende Melodien spielend, die zum Tanze einzuladen schienen.

In der Mitte des Gemachs ruhte auf einem Teppiche eine stattliche, junionische Gestalt, eine Frau mit edlen Zügen. In ihrem Schoße lehnte ein reizendes Kind mit freundlich blinkenden Augen und goldenem, langen Lockenhaar und sang. Die Wände des Gemachs waren mit dunkelbraunem Sammet, der mit kleinen goldenen Punkten übersät war, bekleidet; hin und wieder unterbrach eine schlanke, korinthische Säule die Tapeten. Die glühendste Phantasie eines Malers hätte kein schöneres Bild schaffen können, wie es sich den Blicken des Erstaunten darbot!

Jetzt schlug die Sängerin die Augen zu der hohen, schönen Frau auf, die Harfenpielerin ließ noch einen schmelzenden Accord erklingen und Spiel und Gesang verstummten. Schwiegend schauten die drei edlen Gestalten einander an.

Bis zu diesem Augenblick hatte der Geiger, mit Entzücken den süßen Klängen lauschend, kaum begreifen können, ob er wache oder träume; nun aber, da jene verhallt waren, kam er nach und nach zu sich. Sehnsucht erfüllte sein Herz; wie gebannt durch Zauber zog es ihn nach unten. Aber wer erschloß ihm den Baum? Konnte nicht, wenn er durch Worte seine Anwesenheit kundgab, das schöne Bild zerrinnen?

Da gedachte er seiner Geige. Schnell, aber geräuschlos nahm er das geliebte Instrument zur Hand und begann zu spielen. Wie im Traum spielte er die Melodien, welche er je eben gehört hatte und die in seinem Innern fortklang, ein tausendfaches Echo hervorruhend.

Erst leise und dann lauter und lauter ertönte das Spiel. Nie zuvor schienen ihm Arm und Bogen so leicht und geschmeidig gewesen zu sein, nie die Saiten seiner Geige so volltönend. Aber auch nie hatte ein solches Feuer ihn bejeelt, wie eben jetzt.

Kaum fünf Minuten hatte er gespielt, als sein Arm leise berührt wurde.

Erstreckte blickte er sich um; er sah eine zarte, weiße Hand, die einer ganz in Schwarz gehüllten Gestalt angehörte, welche jetzt mit leiser Stimme ihn anredete:

„Erstreck nicht und folge mir, Du sollst uns etwas vorspielen!“

Ein freundiges Lächeln flog über des Geigers Gesicht: er hatte seinen Zweck erreicht.

Ohne ein Wort zu entgegnen, folgte er der stumm voranschreitenden Erscheinung. Nach wenigen Schritten zog diese ein Tuch aus der Tasche und zeigte es ihm; er schnell ihre Absicht begreifend, verband sich die Augen und wollte dann weitergehen, aber ein leises „Halt“ seßelte ihn an den Boden. Die Erde begann sich unter ihm zu senken und von Schwindel erfaßt, schloß er die Augen.

Aber schon nach wenigen Sekunden hörte die Bewegung auf, er fühlte einen weichen warmen Boden unter seinen Füßen, die Binde fiel von seinen Augen, die er jetzt öffnete, aber

gleich darauf, von dem Glanze vieler Kerzen geblendet, wieder schließen mußte.

Erst nach und nach sich an die Lichtstrahlen gewöhnend, schaute er um sich und gewahrte, daß er in demselben Saale, den er vorher von oben gesehen hatte, auf weichem Teppich lag. Aber Welch ein Wonneschauer ergriff ihn, als er die drei schönen Frauen davor kniend erblickte!

Mitleidig ruhten ihre Blicke auf ihm und die schöne Harfenspielerin hatte ihre Hand auf sein brennendes Antlitz gelegt.

„Er ist krank,“ murmelte sie leise, sich zu der hohen Frau hinwendend, die ihn ernst betrachtete.

„Sehr krank,“ sagte die kleine blauäugige Sängerin, „aber wir wollen ihn bald heilen!“

Die schöne Frau, an die er diese Frage richtete, kam langsam näher und betrachtete den Geiger mit mildem, freundlichem Blicke.

Dann sprach sie zu dem Geiger: „Wisse, Du armes Menschenkind, daß ich die Schutzgöttin der Kunst bin. Nur wenigen Deinesgleichen war es vergönnt, mich zu schauen; jene aber, die meine Wohnung betraten, waren stets der Mufen Lieblinge. Einst verehrte man mich und nannte meinen Namen mit Ehrfurcht. Es war in jener Zeit, als die sieben freien Künste noch herrschten auf Erden, doch jetzt will mich Niemand mehr kennen; eine andere Zeit ist gekommen. Ich kenne Deine Geschichte, armer Jüngling! Aber die vor Kurzem erst vernarbten Wunden will ich nicht wieder öffnen,

grüßten sie ihn freundlich und winkten ihm fortzugehen.

Seiner Führerin folgend, gelangte er in einen hohen langen Korridor, dessen Wände mit polirtem Marmor belegt waren und der von dem Gemache, welches er eben verlassen hatte, nur durch einen Vorhang getrennt war. Ueberall waren schöne Bildhauerarbeiten angebracht, entweder Blumen und Früchte, oder edle Menschengestalten darstellend, während die gewölbte Decke mit bunten Ornamenten im maurischen Style geziert war. Ein gedämpftes Licht verbreiteten hier kleine Ampeln aus matt geschliffenem Glase, die hier und da an langen Silberketten von den Wänden herabhingen.

Schon wollte er verwundert an seine



Berchtesgaden. (Mit Text auf Seite 56.)

Damit erhob sie sich und verschwand hinter einem Vorhange; gleich darauf kehrte sie mit einem Fläschchen, in welchem sich eine dunkelrothe Flüssigkeit befand, zurück. Sie legte es dem Jüngling an die Lippen und er schlürfte von der Flüssigkeit, als sie ihn mit freundlichem Blicke anschaute. Wie hätte er diesem schönen Wesen etwas abschlagen können! Aber wunderbar wirkte der Trank, seine Glieder wurden leichter und freier, neuer Muth besaßte ihn.

„Ist es denn kein Traumbild, was ich sehe? Alles Wirklichkeit? Spiegelt mir mein Gehirn nicht in tollen Fieberphantasien diese prächtigen Gestalten vor?“ fragte er, indem er halb zweifelnd die drei schönen Frauen anblickte. „Und wer bist Du, erhabenes Wesen, auf dessen Antlitz Engelsingüte mit Hoheit und Würde vereint thronet? Bist Du denn von dieser Erde oder eine Göttin?“

indem ich Dich daran erinnere. Nein, ich will vielmehr, so weit es in meinen Kräften steht, sie zu heilen suchen. Ich glaube, daß Ruhe, Zeit und Entfernung von dem Orte, wo Du littest, dafür das beste Heilmittel sein werden. Ein Ayl in meinem unterirdischen Reiche kann ich Dir noch nicht anbieten, denn es könnte einst der Tag kommen, wo Du Dich zur Oberwelt zurücksehnen würdest, und der Mensch, welcher länger denn vier und zwanzig Stunden hier verweilt, kann nie die Erde wieder betreten. Doch da Du jetzt gestärkt bist, will ich Dir den Weg aus meinem Palaste zeigen. Folge mir und nimm Deine Geige!“

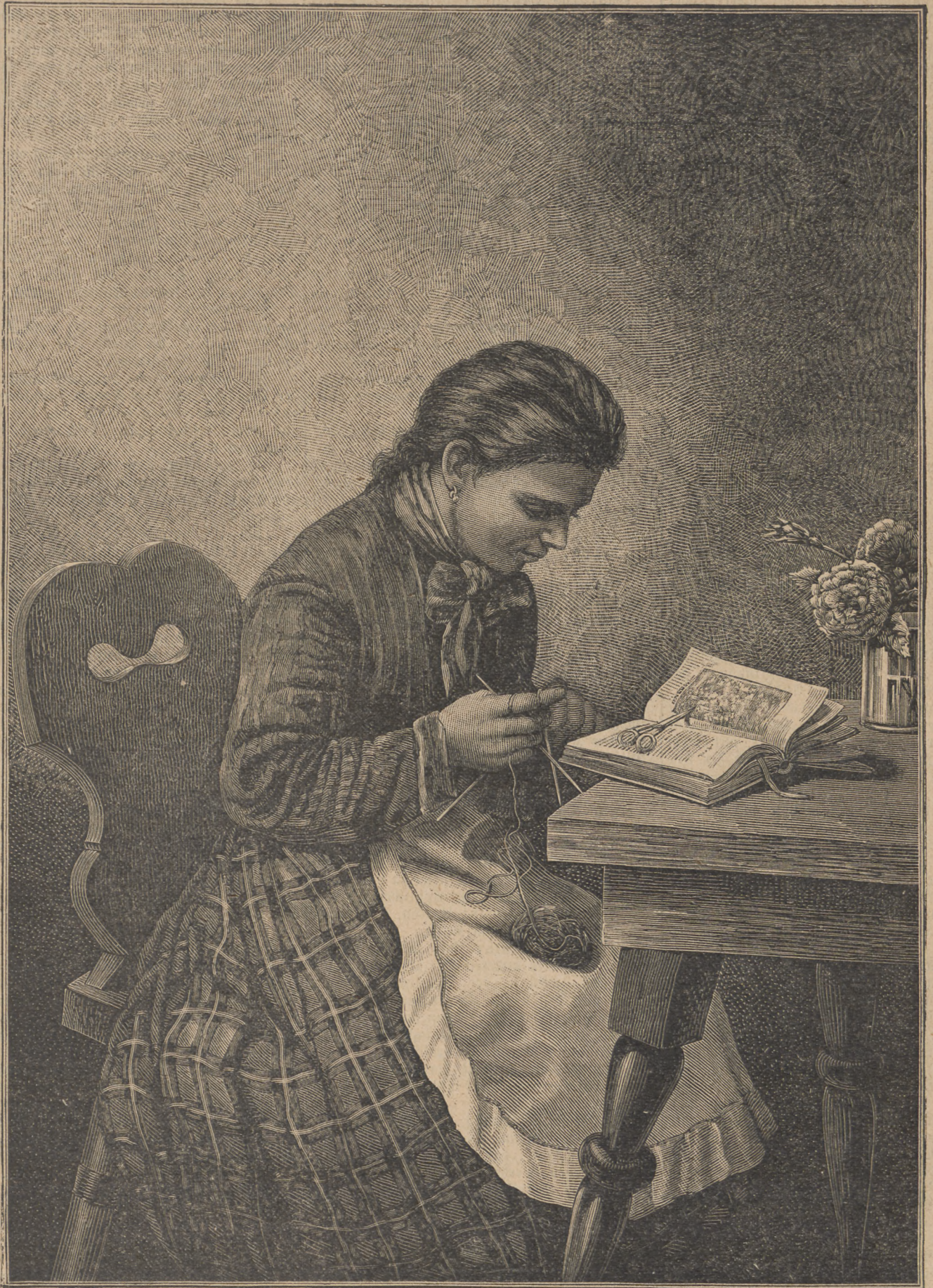
Stauend hatte der Jüngling den Worten der schönen Frau gelauscht; jetzt erhob er sich, nahm seine Geige unter den Arm und folgte ihr. Die beiden jungen Frauen blieben zurück. Als er sich noch einmal nach ihnen umschaute,

Führerin eine Frage richten, als diese sich zu ihm umwandte und ihn anredete.

„Ich brauche Dir das Gelöbniß ewigen Stillschweigens über das, was Du gesehen hast, wohl nicht abzunehmen. Nie darf ein Mensch davon erfahren! Du hast gesehen, daß ich mild und gut bin; ich hoffe, Du wirst mir nie Ursache geben, Dir zu zeigen, daß ich auch strafen kann!“

* * *

Für den Physiognomiker giebt es wohl kein besseres und reicheres Feld zu Studien, als es die größeren Badeorte in der Saison ihm bieten. Während in den Städten zu dieser Zeit das rege Leben abgenommen hat und die Langeweile in den staubigen Straßen umherschleicht, bietet die Promenade eines Bades ersten Ranges ein bewegtes und buntes Bild.



Die Fleißige. (Mit Text auf Seite 56.)

Indeß begegnet man dort nur Feuen, welche der Himmel mit Glücksgütern segnete, der minder Begüterte durchpilgert — den Bäderer oder Verlepsi in der Hand — im Schweiß seines Angesichts die deutschen Lande.

Stereotype Figuren in jenem Bilde sind: Der russische Fürst von fabelhaftem Reichthum, der Engländer mit dem gelangweilten, blassen Theegesichte und den hochblonden, in's Rötliche schimmernden Haaren, und — nicht zu vergessen — der, welcher sich für seine harten Thaler adeln ließ.

Solcher Gestalten sah man im Sommer des Jahres 185. viele im Bade Gms, einem Bad, welches zu jener Zeit seine Berühmtheit mehr noch als seinen Quellen seinen Spielalons verdankte. Vorzüglich war dort die letzte Gattung stark vertreten; die geheimen Kommerzienräthe bildeten einen ansehnlichen Theil unter den in der Badeliste verzeichneten Titeln. Gerade das Gegentheil der wortkargen Engländer, führten sie überall die Konversation, in den Speisefalons, auf den Promenaden und bei den Quellen.

Es war gegen 7 Uhr Abends, in der Mitte des Sommers. Das schönste Wetter hatte alle Badegäste zur Promenade gelockt, welche aus einer langen, schattigen Kastanien-Allee bestand, die in ein reizendes Thal mündete, in welchem die Quellen sich befanden.

An diesem Orte war es fast noch belebter, wie auf der Promenade, Herren im Civilfrack und in Uniform, Damen in reichen Toiletten drängten sich dort, um aus mitgebrachten Reisebechern oder Gläsern vom kühlen Borne zu trinken, während Andere es vorzogen, in dem Gehölze zu lustwandeln oder die grünen Berge zu besteigen.

„Lissy und ich wollen gehen auf die Berge, Anny will bleiben bei Ihnen und Ihre Miffes!“ jagte ein Herr, der sich inmitten einer kleinen Gesellschaft am Eingange des Gehölzes befand, zu einem Andern.

Der Sprecher war, wie man schon an der Sprache hören konnte, ein Sohn Albions, eine lange Figur in gelbem Kantingrocke, mit einem ziemlich nichtsagenden Gesichte, und der Angeredete ein kugelfundes, freundliches, elegantes Männchen, an dem eine enorme Glase und die sich über die ganze Weste schlängelnde, fingerdicke Goldkette wohl das Bemerkenswertheste waren.

„Well, Mylord.“ entgegnete der Kleine, „gehen Sie mit Lissy auf die Berge, Anny wird mit uns gehen!“

Miß Anny war eine schlanke, blonde Dame, mit einem etwas blassen, jedoch recht hübschen Gesicht.

Sie nickte mit dem Kopfe als Zeichen der Bestätigung. Ihre Schwester Lissy, ein reiziges Mädchen mit blauen Augen und schwarzen Haaren, blickte den Papa an und that dasselbe.

Darauf erfolgte höfliches Hutabnehmen Seitens der Herren und Verbeugungen Seitens der Damen und der Engländer wandte sich mit seiner Tochter Lissy den Bergen zu, während der kleine Banquier mit Fräulein Anny und seinen beiden Töchtern sich in's Gehölz begab.

Ritter von L. . . berg hatte zwei bildschöne Töchter, Rosa und Natalie. Auch hier im Bade wurden sie von allen jungen Herren vom Civil und Militär gefeiert, zum großen Verdruß ihrer Verlobten, welche sie dahin begleitet hatten.

Rosa war eine reizende Blondine mit dunklen Augen und prächtigem Kindergesichte; Natalie, ihre Schwester, eine hohe, dunkle, cruste Schönheit; man nannte sie freilich kalt, aber Niemand konnte ihr nachsagen, daß sie kokett sei.

Der kleine Banquier führte die Engländerin, an deren rechter Seite Rosa lustig plaudernd ging oder eigentlich hüpfte, denn sie war bald voraus, bald hinter ihrem Papa und seiner

Dame zurück. Sie war ein recht kindlich frohes Wesen.

Ganz das Gegentheil von ihr war ihre ältere Schwester. Stumm und ohne am Gespräche der Andern Theil zu nehmen, folgte sie in der Entfernung von einigen Schritten. Ernst aber höflich erwiderte sie die achtungsvollen Begrüßungen, welche ihr noch mehr als ihrer jüngeren Schwester zu Theil wurden, entgegnete indeß auf die galanten und ehrerbietigen Fragen nach ihrem Befinden kurz und ablehnend. Manchmal erschien ein spöttisches Lächeln in ihren feinen Zügen und belehrte den aufmerksamen Beobachter, daß die Theilnahmslosigkeit des schönen Mädchens nicht von einem phlegmatischen Charakter herrühre.

Der Banquier wandte sich plötzlich um und rief ihren Namen.

„Natalie, mein Kind.“ sagte er, als sie ihm nahe gekommen war, „wir haben uns verabredet, heute Abend in's Concert zu gehen, welches im Conversationshause stattfindet. Es wird dort ein berühmter Künstler auftreten. Köschchen, wie heißt der Geiger nur gleich?“

„Ekfett, Papa, glaube ich.“ antwortete Rosa, die den Arm ihrer Schwester genommen hatte und sie bittend anblickte.

„Du weißt, Papa, ich liebe keine Concerte.“ erwiderte Natalie.

„Natalie, dieser Ekfett spielt die Geige, und so schön, wie Du es wohl noch nie gehört hast.“ sagte Rosa in bittendem Tone. „Du thust mir den Gefallen und gehst mit, nicht wahr, liebe Schwester?“

„Natalie, ich kann Dir einen großen Genuß versprechen.“ bemerkte der Banquier mahnend.

„Wenn ihr mir einen solchen Genuß verspricht, darf ich's wohl nicht versäumen, das Concert zu besuchen. Wird Miß Anny mit uns gehen?“

„Gewiß, Miß Natalie, auch Papa und Lissy wollen das Concert besuchen.“ antwortete die Engländerin.

Zwei stattliche junge Leute in Uniform kamen hinter den Bäumen hervor; ihre goldgestickten Kragen zeigten an, daß sie höhere Offiziere seien. Rann hatten sie die Damen erblickt, als sie auf sie zueilten.

Rosa ging lachend den jungen Männern entgegen und umarmte einen derselben recht liebevoll, ließ sich auch ohne Widerstreben von ihm auf den Mund küssen, aber Natalie beschleunigte ihre Schritte nicht im Geringsten, sondern ließ den anderen Offizier zu sich herankommen. Sie hatte kein fröhliches Lachen, keine liebevolle Umarmung für ihn, sie bot ihm nur ernst die Stirn zum Kusse.

Der junge Offizier sah mit neidischen Blicken nach dem anderen Pärchen und schien Vergleiche zwischen der Zärtlichkeit seiner Braut und der seines Kameraden zu stellen. Aber er unterdrückte eine Bemerkung, die ihm auf der Zunge lag und begnügte sich damit, seine Braut vorwurfsvoll anzuschauen.

„Ihr Beiden da.“ rief der Banquier den jungen Offizieren zu, „für mich habt Ihr wohl keine Zeit?“

Auf diese Mahnung schlossen sich die beiden Paare ihm an. Natürlich wurde ihnen ebenfalls gesagt, daß man Abends in's Concert gehen werde; ebenso natürlich war es, daß die Verlobten der Banquierstochter auch dahin zu gehen beabsichtigten. Köschens Verlobter, welcher von ihr mit Karl angeredet wurde, hatte Näheres über den Concertgeber gehört: es sei ein interessanter junger Mann, leider aber sei er melancholisch, schloffe sich von jedem Umgang mit Andern aus und habe auf alle an ihn ergangenen Einladungen abschlägig geantwortet. Man erschöpfe sich allgemein in Vermuthungen, doch wisse keiner etwas Gewisses und Bestimmtes zu sagen; nur soviel

sei gewiß, er habe weite Reisen gemacht und käme jetzt aus Constantinopel.

„Aus Constantinopel? Da ist er wohl auch in Kleinasien gewesen?“ fragte Rosa, und „that's pretty, indeed“ bemerkte die kleine Engländerin, und auch hier erging man sich in Vermuthungen über den fremden Künstler.

Abends gegen 10 Uhr war im Conversationshause eine gewählte Gesellschaft versammelt. Auch Ritter v. L. mit seinen schönen Töchtern fehlte nicht.

Der Banquier unterhielt sich mit einem Geschäftsfreunde aus der Residenz, bis das Concert seinen Anfang nahm. Es war ein Concert wie jedes andere: erst eine Arie aus einer Verdischen Oper, gesungen von einer italienischen Primadonna, dann zur Abwechslung ein „morceau de salon“ für Klavier und dann wieder Verdi. Jetzt sollte nach dem Programm der fremde Künstler spielen.

Der Erwartete trat in den Saal. Es war ein schlanker, dunkler Mann, der wohl 30 Jahre alt sein mochte. Er spielte eine eigene Composition „Die Feenlieder“.

Jede Conversation war verstummt; selbst der Banquier und sein Freund lauschten eifrig auf die wunderbaren Klänge, die der Geiger aus dem unscheinbaren Instrument hervorzuzaubern wußte.

Als der letzte Ton verklungen, brach ein lang anhaltender Beifallsjubel los und Kränze und Blumenbouquets flogen zu den Füßen des Virtuosen.

„Wo ist Natalie?“ hörte der Banquier plötzlich seine Tochter Rosa fragen.

Er wandte sich um und sah, daß seine ältere Tochter nicht mehr an ihrem Platze sei. Mit erstauntem Gesichte stand ihr Verlobter neben dem leeren Stuhl; er hatte nicht bemerkt, daß seine Braut sich entfernt. Der Banquier wußte zuerst eine Erklärung dafür zu finden, mit der sich Alle zufrieden gaben.

„Sie wird unwohl geworden sein und hat uns nicht stören wollen; sie wird hinausgegangen sein, um frische Luft zu schöpfen. Vielleicht ist sie auch nach Hause zurückgekehrt.“ sagte er.

Natalie aber stand in der Allee vor dem Conversationshause und schaute nach den erleuchteten Fenstern des Concertsaales. Sie hörte ein Summen wie von einem Bienen-schwarm herüberschallen. Die Conversation hatte wieder begonnen. Ihr Antlitz war bleich und ihr Körper zitterte.

„Es ist so kühl.“ flüsterte sie und hüllte sich fester in ihren Ueberwurf. Und dann lehnte sie ihr Haupt gegen einen der hohen Kastanienbäume und weinte.

Da raschelte es im Laube, mit welchem der Boden bedeckt war, aber sie hörte es nicht. Aber jetzt rauschte es dicht bei ihr auf dem Wege und sie blickte sich erschrocken um. Da stand ein Mann vor ihr, in einen langen Mantel gehüllt. Er trug ein Päckchen in der Hand und einen niederen Hut auf dem Kopfe; seine Züge konnte sie in der Dunkelheit nicht unterscheiden. Der Mann küßte seine Kopfbedeckung ein wenig und sprach einige Worte.

„Sind Sie unwohl, mein Fräulein? Darf ich Ihnen meine Hilfe anbieten?“

Sie bebte zusammen und schwieg. Der Mann im Mantel verbeugte sich und ging weiter.

Sinen Augenblick stand sie wie unschlüssig an derselben Stelle, dann eilte sie ihm nach und rief: „Edmund, Edmund!“

Der Mann drehte sich plötzlich um und fuhr mit der Hand über die Stirn.

Zu seinen Füßen auf dem Blätterteppiche lag ein schluchzendes, demüthiges Weib. Es war so dunkel, daß er ihr Antlitz nicht sehen konnte, aber er kannte ihre Stimme.

„Fräulein Natalie, stehen Sie auf!“ sagte er. Sie aber antwortete nicht. „Ich wußte nicht, wenn ich meine Hilfe anbot, als ich Sie dort stehen sah, aber ich habe kein Recht, dieses Anerbieten zurückzunehmen,“ fuhr er in demselben Tone fort. „Wünschen Sie, daß ich Sie nach Ihrem Hause geleite?“

Sie erhob sich und nahm seinen Arm an. Als sie beim Conversationshause vorbeikamen, wandte das Mädchen ihrem Führer ihr schönes bleiches Gesicht zu. Ihre Augen schwammen noch in Thränen, sie blickte ihn fest an und sagte in bestimmtem Tone:

„Du mußt mich hören, Edmund; Du darfst mich nicht verdammen, ohne mich gehört zu haben, nein, Du darfst es nicht!“

Er hätte gern kalt geantwortet, aber er konnte es nicht. Thränen eines schönen Weibes; — welcher Panzer ist fest genug, um das Herz dagegen zu schützen? — — —

* * *

„An einem Weihnachtsabend war's — es sind nun sechs Jahre her,“ erzählte mir ein Freund, „da fand eine Patrouille beim Moorgrund — da, wo die große, alte Eiche steht, — eine Leiche. Wie immer, wurde das Signalement des Verunglückten durch die Zeitungen bekannt gemacht und einige Tage darauf die Leiche von Banquier L. reklamirt, welcher sie in der Stille begraben ließ. Ich habe die Zeitung, in welcher die Anzeige steht, noch hier,“ sagte er, stand auf und ging, um dieselbe zu holen.

Er kehrte mit einem Zeitungsblatte zurück. „Da steht's,“ sagte er. Ja, da stand's.

„Es ist am 24. Dezember d. J. die Leiche eines jungen Mannes gefunden worden.“

Weiter las ich nicht. „Erzähle,“ bat ich meinen Freund.

„Es ist eine traurige Geschichte,“ sagte er; „Du hast es Dir wohl so wenig wie ich träumen lassen, daß der einst so heitere und lebenslustige C. . . . so enden würde. Als er sich verlobte, zog er sich gänzlich von seinen Freunden zurück. Seiner Braut zu Gefallen besuchte er die Soireen der großen Welt. Da wurden seine alte Mutter und sein Bruder vom Typhus ergriffen und er saß Tag und Nacht an ihrem Bette und pflegte sie. Das benutzte der Banquier L. Er hatte seiner Tochter einzureden gemußt, ihr Verlobter, der „Musiker“, wünsche die Verbindung mit ihr abzubrechen, er liebe eine Andere.“

Zugleich schrieb er an unseren armen Freund: seine Tochter habe eingesehen, daß es besser sei, diese Verbindung nicht einzugehen u. s. w. Die Briefe, welche sich die Liebenden darauf schrieben, gelangten durch die Hände der Kammerzofe in die Hand des Banquiers.

Einige Zeit darauf erfolgte die Verlobung mit dem Grafen Z. . . . Offizier im österreichischen Militär, auf den Herr v. L. längst seine Augen gerichtet.

Später erfuhren wir von dem plötzlichen Verschwinden C's. Nachbarn, welche seine Wohnung seit mehreren Tagen geschlossen fanden, machten der Polizei Anzeige, diese vermuthete einen Selbstmord und ließ die Thüren öffnen. Aber keine Spur von dem Vermissten. Das armselige Möblement überließ man dem Vermissten der Wohnung. Schulden hatte C. nicht hinterlassen.

Ein Jahr später war der Banquier mit seiner Familie in ein größeres Bad gereist. Ein fremder Künstler gab dort Concerte. Es war C., der unter angenommenem Namen dort auftrat. Die beiden Liebenden sahen sich im Conversationshause; sie kamen ohne Wissen des Banquiers zusammen und sprachen sich gegeneinander aus. Aber die Freude der Wiedervereinigten

jollte nicht lange währen, denn es stellte sich heraus, daß C. wahnsinnig sei.“

„Wahnsinnig?“ fragte ich erschrocken.

Er erzählte seiner früheren Braut, als diese ihn über sein plötzliches Verschwinden befragte, daß eine Fee, der er begeben sei, ihn in ihr unterirdisches Reich habe kommen heißen. Dort habe er viel Köstliches gesehen. Zuletzt sei er in einen tiefen Schlaf gefallen und beim Erwachen habe er sich in einer fremden Stadt befunden. Das Mädchen glaubte zuerst, er scherzte nur, aber sie sah nur zu bald ein, daß der Unglückliche an dieser fixen Idee leide. Genug — er wurde in's Irrenhaus gebracht. Von dort entfloh er zwei Tage vor dem Christfest und nahm nichts mit sich als seine Geige. Am Weihnachtsabend fand man seine Leiche am Moorgrund bei der großen Eiche. Wahrscheinlich haben Hunger und Frost ihn getödtet.

Ich habe ihn im Irrenhause besucht. Ich fand ihn traurig und niedergeschlagen. Beim Abschied drückte er mir ein Päckchen Papiere in die Hand.

„Les das, mein Freund,“ sagte er mir und dabei rollten Thränen über seine bleichen Wangen.

Aus diesen Papieren habe ich, so gut es bei dem schlechten Manuscripte ging, die vorliegende Geschichte zusammengestellt. Eine darin enthaltene Bemerkung läßt mich schließen, daß die Tochter des Banquiers von dem Betrug ihres Vaters durch einen Zufall unterrichtet wurde. Indeß fand ich nirgends eine Andeutung, wo C. sich bis zu seiner Anwesenheit in jenem Bade aufgehalten.

„Und wie geht es der Tochter des Banquiers?“ fragte ich.

„Sie heirathete den Grafen. Sie leben kinderlos und unglücklich.“

„Großmütterchen kommt!“

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Portal des Hauses, in dem ich wohne, tummelte sich eine ausgelassene Kinder-schar. Ich kannte die niedlichen Blondköpfschen und da es mir auffiel, daß sie heute, trotz des Wochentages und der dürftigen Verhältnisse ihrer verwitweten Mutter Sonntagsstaat trugen, fragte ich die älteste unter den lieblichen Menschenknospen:

„Nun, Trudchen, Ihr macht heute wohl eine Landparthie?“

Ein großer verwunderter Blick traf mich. Dann zuckte die Kleine mit der Achsel und sagte in einem Tone, der die ganze Freundigkeit ihrer kindlichen Seele wiedergab:

„Behüte, aber — aber Großmütterchen kommt!“

Großmütterchen kommt! Es war, als wenn mich der süße Kindermund mit diesen beiden Worten plötzlich zurückversetzt hätte in die eigene Kindheit. Welcher Subbegriff von Glückseligkeit hatte damals auch für mich in diesen beiden Worten gelegen.

Aber eine wie liebe, herzige, alte Frau war auch die Mutter meiner Mutter! Ich konnte mir dasuzumal gewiß nichts Schöneres denken, als das feine, bleiche Matronengesichtchen mit den klugen, braunen Augen, in denen es noch so jugendlich lebensvoll leuchten konnte, trotz — des schneeweißen Haares auf dem zierlichen Kopfe.

Großmütterchen war die Tochter eines alten, gutdeutschen Adelsgeschlechts. Sie hatte in ihrer Jugend eine Rolle bei Hofe gespielt und konnte so reizend erzählen von dem

liebenswürdigen Wesen Königin Elisabeth's, der vertrauenerweckenden Art und Weise, wie Friedrich Wilhelm IV. sich in „seiner eigenen Häuslichkeit“ gab.

Mir klang das Alles gar verwunderlich. War ich doch noch in dem Alter, in welchem ich mir einen König — eine Königin nur mit der Krone auf dem Kopfe denken konnte. Ja, ich kleiner Einfalt glaubte sogar ganz ernsthaft, diese höchsten Würdenträger des Reiches müßten auch mit der Krone schlafen gehen. — —

Großmütterchen hatte außer meiner Mutter noch einen Sohn, bei dem sie auch alljährlich ein paar Wochen zubrachte. Zu uns aber kam sie stets für mehrere Monate, wenn sie es auch konsequent von der Hand wies, ganz bei uns zu bleiben.

Mein Vater selbst machte ihr wiederholt den Vorschlag, ihr kleines Häuschen in der entfernten Provinzialstadt zu verkaufen und nach B., unserer Heimath, zu ziehen.

„Nein, nein, Herr Sohn,“ sagte sie dann wohl, „glauben Sie mir, es ist viel besser, ich bleibe, wo ich bin. Thut auch nicht gut, wenn die Schwiegermutter im Hause lebt; reden Sie nichts dagegen. Und dann,“ setzte sie mit ihrem unbeschreiblich gütigen Lächeln hinzu, „und dann würde ich Ihren Kleinen auch lange nicht so theuer sein, wenn ich immer bei ihnen wäre!“

Mein Vater nickte. Er war ein ernster, stiller Mann, der nicht viel Worte zu machen pflegte. Nun aber sagte er doch heiter:

„Das könnte vielleicht sein, Mama! Denn wirklich, jetzt werden unsere Kinder fast wie elektrisirt, wenn es heißt: Großmütterchen kommt!“ — —

Großmütterchen kommt! Ja, in diesen beiden Worten basirte unser höchstes Glück, einmal aber auch unser größter Schmerz.

Ich war vielleicht elf Jahre alt. Da zur Sommerzeit klang es wieder jubelnd durch das ganze Haus, bis hinein in Vaters Arbeitsstube:

„Großmütterchen kommt!“ Wie immer wurde nun gewaschen, geschauert und gebaden. Wir wanden Blumenquirlanden und stellten Transparente mit Willkommensgrüßen. Dann aber fuhren wir an dem bestimmten Morgen allesammt nach dem Bahnhof, um den lieben Besuch abzuholen. Selbst Papa fehlte nicht.

Der Zug fuhr ohne alle Fahrnisse in den Perron, aber Großmütterchen stieg nicht aus. Es war noch niemals vorgekommen, daß sie nicht zur bestimmten Zeit eingetroffen wäre und so fühlten wir uns allesammt im höchsten Grade beunruhigt. Da — eine gewisse Aufregung machte sich unter den Beamten bemerkbar, und ein Wort drang an unser Ohr, das uns die Herzen höher schlagen machte.

„Wo, wo?“ fragte mein Vater. Dann ergriff er den Arm eines Schaffners und Beide gingen rasch auf die Waggon's zweiter Klasse zu und stiegen in eins der Coupees. Meine Mutter folgte, wir auch.

Aber welche Schreckensstunde brach da für uns an!

Es war vorbei mit aller erwarteten Freude. Denn da lag ja unser gutes Großmütterchen still und starr in den weichen Polstern des Coupees, das sie allein inne gehabt. Neben ihr ein Päckchen mit allerlei für uns bestimmte Nischereien. Aber der Tod mußte ihr keinen Kampf gebracht haben, er hatte sie im Schlafe überraucht und ein gütiges Lächeln lag noch um den feinen Mund.

Großmütterchen kam doch und auf dem schönsten Plage unseres Friedhofes betteten wir sie zur ewigen Ruhe.

Prairiehühner. Unser Bild auf S. 49 zeigt uns eine Hühnergattung, welche in unseren einheimischen Hühnerhöfen nicht anzutreffen sein dürfte. Das Prairiehuhn hat seine Heimath in den Prairien des westlichen Amerika und wird namentlich in Dakota angetroffen. Es hat die Größe unserer Landhühner und außerordentlich wohlschmeckendes Fleisch. Der letztere Umstand allein hat ihm den Weg nach Europa geöffnet, allerdings nur als Leckerbissen, denn die Acclimatisation dieser Thiere, deren ungebundenste Freiheit zu ihrem Lebensprinzip gehört, ist äußerst schwierig. Man versendet sie in gefrorenem Zustande, in Eiskübeln verpackt und zahlt für das Stück 5-6 Mark.

Berchtesgaden. Zu unserem Bilde auf S. 52.) Einer der schönsten Punkte der Alpenwelt ist das Berchtesgader Ländchen, das wohl Jeder einmal besucht hat, der je in die Alpen gepilgert ist. Der freundliche nette Markt mit seinen schönen Willen liegt zwischen den gewaltigen Gebirgsstöcken des Untersberges, Gölls und des doppelgipfligen Watzmann; unsern dem Königssee, dessen majestätische Erhabenheit und großartige Romantik ihn wahrhaft zum König aller deutschen Alpenseen machen. Die Ramsau mit dem Hintersee und der Wimbachklamm sind nicht minder berühmt und viel besucht. In der That sind auf diesem kleinen Fleckchen Erde so viel Natur Schönheiten vereinigt, daß man Jeden glücklich preisen möchte, welchem es vergönnt ist, sein Leben dort zu verbringen.

Ein interessantes Beispiel von gutem Appetit gab eine gewisse Lady Lucy, die Ehrendame der Königin Katharina, Gemahlin Heinrich's VIII. von England, war. Sie hatte ihren täglichen Mundbedarf folgendermaßen festgesetzt: Frühstück: Sieben Pfund Rindsbraten, ein vierpfündiges Weizenbrod, vier Flaschen Porter, eine Fruchtorte der größten Art; Mittagessen: Sechs Pfund Bistelfleisch, ein Hühner-, ein Tauben- und ein Kalbsfricasse, ein Stück Rindsbraten, ungefähr zwei bis drei Pfund, ein vierpfündiges Weizenbrod, vier und eine halbe Flasche Me; Vesperbrod: Drittehalb Flaschen Porter nebst einem Pudding; Abendessen: Eine Hammelkeule, eine Schüssel Kartoffeln mit zerlassener Butter, ein dreipfündiges Weizenbrod, eine Schüssel Konfekt, fünfhalb Flaschen Me; Nachtessen kurz vor Schlafengehen: Ein zweipfündiges Weizenbrod, anderthalb Pfund Chessekase, ein Kuchen oder eine Torte, drittehalb Flaschen Sekt aus der königlichen Kellerei.

Vor dem Universitätsgericht. Rektor: „Herr Schlipparius, Sie haben am Montage einen Nachtwächter geprügelt und erhalten dafür acht Tage Carcer.“ Schlipparius: „Aber, Magnificenz, halten zu Gnaden, als ich unlängst einen Nachtwächter vor Mitternacht geprügelt, war's auch nicht recht. Jetzt soll ich abermals brummen, weil ich ihn nach Mitternacht geprügelt. Wann soll man denn da eigentlich prügeln?“

„War das Stück in Persen?“ wurde ein Besucher des Dramas „Don Carlos“ gefragt. „Thut mir leid,“ war die Antwort. „Ihnen hier nicht dienen zu können. Ich saß zu entfernt im dritten Range.“

Logograph.

Das letzte Zeichen seh' voran,
So steht am Himmel hell und klar,
Was ein bekannter Name war,
Den hat vorhin geführt ein Mann.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Charade.

Schreibst du meiner Silben erste
Auf ein inhaltreiches Blatt,
Folget oft ein theurer Name,
Der dein Herz gesungen hat.

Durch Jahrhunderte gedrungen
Ist des Letzten Dichterkraft;
Wer hat solche Höhn und Tiefen,
Wer hat solcher Bilder Kraft?

Schreitest du, wie thut mein Ganzes,
Geht dir nicht der Athem aus,
Ruhig, lieblich schwebst du weiter,
Nichts von wildem Sauf und Braus.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Buntes Allerlei.

Im Sturm.



Du sollst dich gewöhnen in guten Tagen,
Des Lebens Stürme zu ertragen;
Brechen die bösen Tage herein,
Wirst du sicher im Sturme sein.

Weibliche Prüderie. Eine vornehme Dame ging in ihrer Prüderie so weit, daß sie in ihrer Bibliothek die weiblichen Autoren von den männlichen separirte.

Rebus.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Scherzaufgabe.

Welcher Stolz ist der unchristlichste?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Die Finsterniß.

Auflösung des Scherz-Rebus aus voriger Nummer:
Auf der Alm da giebt's la Sünd'.

Die Fleißige. (Zu unserem Bilde auf Seite 53.) Es ist ein reizendes, fesselndes Bild, welches uns der Künstler vor Augen führt. Ein dem Kindesalter kaum entwachsen junges Mädchen sehen wir emsig strickend. Der Geist der Kleinen verlangt aber auch nach Abwechslung, denn die monotone Arbeit des Strickens befriedigt sie nicht. Die Gelegenheit ist günstig, Mutter hat sich von der Nachbarin ein Buch geliehen, welches viele schöne Dinge zu enthalten scheint und auch mit sehr schönen Bildern ist es ausgeschmückt. Gedacht, gethan! In der That, die Geschichte ist außerordentlich spannend; und gewiß ist es eine recht bedeutungsvolle Stelle, welche die kleine Leserin eben vor hat, denn die sonst so fleißige Nadel ruht und hohe Erwartung malt sich in dem Gesichte der Kleinen. Hoffen wir, daß ihr unschuldigem Gemüth Befriedigung finde und daß die Lectüre eine solche sei, wie sie dem Geiste des Kindes angemessen.

Aus dem Schauspielleben. Ein Hof-Schauspieler aus früherer Zeit bekam eine Rolle, die er unter seinem Talent und seiner Würde hielt zu spielen. In der Probe war deshalb große Aufregung. Alle anwesenden Bühnenkünstler stimmten dem renitenten Kollegen bei. Zu besagter Probe befand sich auch ein alter pensionirter, aber sehr achteter Schauspieler, der sich großer Autorität erfreute. Nachdem derselbe eine Zeit lang dem Spektakel zugehört, sagte er: „Wollen Sie, meine Herren, eine Geschichte aus meinem Leben vernehmen, wo ich mich in einem ähnlichen Falle befand?“ „Erzählen Sie,“ tönte es von allen Seiten und man umringte erwartungsvoll den Veteran. „Auch mir ward einmal eine Rolle zugedacht, die meinem Repertoire vollkommen unwürdig. Diese Rolle spielte ich nicht! rief ich.“ „Bravo, Bravo!“ scholl es von allen Seiten. Der alte Schauspieler fuhr fort: „Der Direktor sagte, diese Rolle werden Sie spielen. Nein, erwiderte ich, diese Rolle werde ich nicht spielen.“ „Bravo, Bravo!“ erscholl es von Neuem. „Da erschien der unterdeß herbeigerufene Hofmarschall und sagte: Ich frage Sie zum letzten Male, ob Sie diese Rolle spielen wollen. Und ich erwiderte: Zum letzten Mal erkläre ich, daß ich diese Rolle nicht spielen werde.“ Der Enthusiasmus der Umstehenden erreichte hier den höchsten Grad. Man applaudirte und überschüttete den standhaften Kollegen mit Lobsprüchen. Letzterer fuhr fort: „Da sagte der Hofmarschall, wohl an, wenn Sie nicht spielen, so lasse ich Ihnen fünf und zwanzig Stockschläge aufzählen. Nun vernehmen Sie, meine Freunde, was ich that.“ Die höchste Erwartung. „Ich spielte,“ fuhr der Veteran fort, „und hab mein Lebtag nicht so gut gespielt.“ Durch diesen unerwarteten Ausgang fand sich auch der renitente Schauspieler veranlaßt, die ihm inconvenable Rolle zu übernehmen.

Amerikanische Annonce. Wegen bevorstehender Hinrichtung des Principals großer Ausverkauf des reich assortirten Waarenlagers.

Zum ruhen alle Wälder. Ein lächerlicher Gutsbesitzer, der auf unverantwortliche Weise in seinen Wäldungen gewirthschaftet, war gestorben. Sein Nachfolger ließ bei der Beeridigung das Lied anstimmen: Nun ruhen alle Wälder.

Sauswirthschaftliches.

Ein neues Klebemittel. Wenn man Milch mittelst Essigsäure zum Gerinnen bringt und den gewonnenen Niederschlag in reinem Wasser auswäscht und in kalt gefächtigter Borarlösung auflöst, so entsteht eine klare Flüssigkeit von dicker Konsistenz, die bei hohem Glanze große Klebfähigkeit besitzt.

Räthsel.

Von fremdem Fett ernähr' ich mich,
Und dennoch selbst verzehr' ich mich;
Doch nicht für mich, nein, nur für dich
Ernähr' ich und verzehr' ich mich.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Weisterfänger. — Ella, Alle.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
John Scherwiz's Verlag, H.-G., in Berlin W.,
Behrenstraße 22.